Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum

Herausgeber: Benediktiner von Mariastein

Band: 47 (1969)

Heft: 8

Artikel: Empfangene Gabe und harte Arbeit : ein Wort über mein lyrisches Schaffen

Autor: Scherer, Bruno

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1032221

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sie sind im Kloster als unverdrossener Arbeiter bekannt. Das ist für einen Benediktiner ein grosses Kompliment (travail bénédictin!), aber bei einem Gedicht schätzt man es weniger, wenn man noch allerlei Gerät unaufgeräumt herumliegen sieht. Sicher gibt es in Ihrem Bändchen kein einziges Gedicht, das nicht treffliche Gedanken und ansprechende Bilder aufweist, aber sie fügen sich nicht immer zu einem nahtlosen Ganzen zusammen.
Aber vielleicht bin ich wirklich zu kritisch (die Nähe von Basel wirkt ansteckend!). Rilke meint ja: «Kunst-Werke sind von einer unendlichen Einsamkeit und mit nichts so wenig erreichbar als mit Kritik. Nur Liebe kann sie erfassen und kann gerecht sein gegen sie.» In Ihrem bisherigen Schaffen lässt sich eine zunehmende Reife feststellen. Wachsen braucht Zeit und Geduld. «Da gibt es kein Messen mit der Zeit, da gilt kein Jahr, und zehn Jahre sind nichts. Künstler sein heisst: nicht rechnen und nicht zählen; reifen wie der Baum, der seine Säfte nicht drängt und getrost in den Stürmen des Frühlings steht ohne die Angst, dass dahinter kein Sommer kommen könnte. Er kommt doch. Aber er kommt nur zu den Geduldigen, die da sind, als ob die Ewigkeit vor ihnen läge, so sorglos und still und weit. Ich lerne es täglich, lerne es unter Schmerzen, denen ich dankbar bin; Geduld ist alles» (Rilke, Briefe an einen jungen Dichter).
Darum lieber Mitbruder, lassen Sie die kommenden Jahre getrost in die Lande gehen und pflücken Sie gelassen die Früchte, die Ihnen der Himmel schenkt. Dann sammeln Sie nach einer strengen Sonde von Ihren guten Liedern die allerbesten aus. Das wird dann eine köstliche Ernte, auf die man sich nur freuen kann.
Mit allen guten Wünschen grüsst Sie Ihr Mitbruder P. Vinzenz Stebler

* Bruno Stephan Scherer: Die gläserne Kathedrale. Rex-Verlag, Luzern/München, 1969. 64 S. Fr. 6.80.

Empfangene Gabe und harte Arbeit

Ein Wort über mein lyrisches Schaffen

Lieber Pater Vinzenz,
unser guter Pater Paul ist leider vor zweieinhalb Jahren gestorben, sonst hätten Sie ihm neidlos das Glück der Rezension der «Gläsernen Kathedrale» überlassen. Er hat ja das letzte Bändchen so bereitwillig besprochen und sich am Schluss den feinen Scherz erlaubt, mit «Paul Oskar Keller» zu zeichnen (siehe «Mariastein» Nov. 1966), weil meinem Klosternamen bei lyrischen Veröffentlichungen der Taufname beigefügt ist. Ich habe mich darüber amüsiert. Inzwischen scheint der Taufname bei uns Benediktinern eine Aufwertung erfahren zu haben, nicht nur um des Passes und des Steuerregisters willen, sondern aus theologischen und spirituellen Gründen, die mir beim «Kampf» um den «Dichternamen» allerdings nicht ganz fremd waren.
P. Paul hat uns verlassen und lebt nun in einer Welt, wo Wirklichkeit und Kunst nicht getrennt sind wie auf Erden, und so haben Sie an seiner Statt in den sauren Apfel der Lyrikrezension (den sogar Literatursachverständige tunlichst meiden) gebissen. Sie haben es in eleganter Briefform getan und mich gebeten, eine Entgegnung zu schreiben. Ich danke Ihnen für die Besprechung des Büchleins wie für die Möglichkeit zur Antwort. Literaten fürchten bekanntlich die Kritik nicht, sie pflegen sie lächelnd zu übersehen, aber sie fürchten das

Totgeschwiegenwerden. Verlagswesen und Literatur sind heute geschäftliche Angelegenheiten. Vom kommerziellen Erfolg eines Buches hangen die Chancen weiterer Veröffentlichungen ab.

«Die gläserne Kathedrale»
Kraft Ihrer Freiburger Erinnerungen haben Sie den Zugang zu den Gedichten des ersten Teils — «Die Kathedrale» — treffsicher gefunden. Die Architektur besitzt eine formende Macht, einen geheimnisvollen Einfluss auf uns Menschen. Die gotische Kathedrale war Herzmitte der mittelalterlichen Stadt. Noch heute gibt sie vielen Städten das äussere Erkennungsbild und das seelische Gepräge. Wer Chartres und Reims, Strassburg und Freiburg i. Br., Ulm und Amiens sagt, hat das Bild der entsprechenden Kathedrale vor sich. — Ich habe im Band «Sommer und Winter — ein Jahr» (1966) die Gedichte zum Erlebnis der Natur und der Jahreszeiten gesammelt, im ersten Teil der «Gläsernen Kathedrale» nun das Erlebnis der christlichen Baukunst. Dazu stossen in zwei weiteren Teilen religiöse Gedichte, die die Aussage des frühen und schnell vergriffenen Bändchens «Die dritte Stunde» (1960) wieder aufnehmen und weiterführen. Vorerst — im Abschnitt «Gebete» — spricht der Mensch mit seinem Gott, die weiteren Gedichte — im Teil «Das Schwert — des Herren Wort» sind von Gott her gesprochen zu denken. Über die «Brautlieder» (vierter Teil) vermerkte ich auf der Buchklappe, dass sie vom Glück und von der Formkraft der menschlichen Liebe sprächen, aber nicht ausserhalb des religiösen Raumes (der Kathedrale) verstanden sein wollen, da sie das Ehesakrament umspielen (zum Teil auf die Hochzeit einer Schwester und eines Cousins hin entstanden sind) und — wie schliesslich jedes Wort von der Liebe unter Menschen — auf das bräutliche Verhältnis Gottes zu Kirche und Menschen hin offen bleiben. Ein jeder Leser wird daraus entnehmen,

Kathedrale von Amiens

was seiner Lebenserfahrung und Lebensschau entspricht. Die Gedichte mit den Augen eines hl. Bernhard anzugehen, ist keinem verwehrt.
Erlauben Sie aber, dass ich auf Ihr Wort von den «nachkonziliären Priestern» zurückkomme, «die mit ungestümer Gewalt den Zölibat beseitigen möchten». Obwohl es spasshaft gemeint ist, klingt es doch wie eine Verfälschung eines schwerwiegenden Anliegens und Problems unserer Kirche und unserer Zeit. Soweit mir bekannt ist, treten die «fortschrittlichen» Priester nicht dafür ein, dass der Zölibat «beseitigt» werde, sondern dass es den Theologen

im Weltklerus, die sich zum Priestertum und zum Seelsorgsdienst berufen fühlen, gestattet sei, in personaler und evangelischer Freiheit zwischen dem zölibatären Lebensweg und dem Sakrament der Ehe zu wählen. Im übrigen ist diese dornenvolle Frage zu komplex, um hier zu Ende besprochen zu werden.
Ihr Hauptanliegen liegt anderswo. Ich muss Ihnen, wenn ich recht sehe, auf drei Fragen antworten: Einmal auf die Frage nach der äussern Form meiner Gedichte und der modernen Lyrik, sodann auf die Frage nach dem Verhältnis von dichterischer Inspiration und Arbeit am Gedicht und drittens auf die Frage nach Sinn und Zweck des lyrischen Schaffens.

Die Frage nach der Form
Die Dichtung kennt keine Gesetzgebung. Wer sich im Laufe der Literaturgeschichte zum Gesetzgeber aufgeworfen hat, wurde von der nächsten Generation desavouiert und lächerlich gemacht (auch Rilke). Aber die Dichtung unterliegt den Gesetzen lebendiger Entwicklung. Auf allen Gebieten menschlicher Geistestätigkeit und schöpferischen Schaffens gibt es Pioniere, auch auf dem Feld der Dichtung. Man nennt sie bisweilen Avantgardisten. Sie rücken von der Tradition ab und suchen neue Wege, neue künstlerische Ausdrucksmöglichkeiten. Sie schrecken vor dem Experiment und der Möglichkeit seines Scheiterns nicht zurück. Sie experimentieren mit der Sprache, mit der Form, mit dem Ideengehalt in der Lyrik. Avantgardisten sind nicht immer grosse Künstler, Dichter, nach deren Tod ein abgerundetes, unvergängliches Werk vorliegt. Aber es muss sie geben, sonst würde die Kunst stagnieren, einschlafen.

Eine jede Zeit, ein jeder Lyriker sucht seine eigene lyrische Form, die ihm gemässe Aussageweise. Die Dichter des 20. Jahrhunderts zum Beispiel haben die strenge Strophenform, das exakte Metrum und den Reim mehr und mehr gemieden. Wer seit 1945 noch metrisch gebunden schreibt und reimt, muss über ein hervorragendes Können verfügen, um überhaupt noch ernst genommen zu werden.
Bereits Klopstock (1724—1803) konnte nicht mehr in den überlieferten Versmassen dichten. Das «Reimgeklingel» war ihm suspekt. Er hielt sich an die griechisch-lateinischen oder an eigene Odenmasse und an den Hexameter. Das Beglückendste ist ihm wohl in den freien Rhythmen gelungen, etwa in den Oden «Der Zürchersee» und «Die Frühlingsfeier».
Es wäre falsch, die *freien Rhythmen,* wo eine jede Zeile in Freiheit ihr eigenes Versmass aufweist, als gesetzlos zu verurteilen. Sie erwachsen in innerer und somit in höchster Gesetzmässigkeit der jeweiligen lyrischen Stimmung. Diese lyrische Stimmung und Atmosphäre erschafft nämlich das Gedicht, verlangt oder verwirft diese und jene Wörter, Sätze, Zeilen, Abschnitte. Sie bestimmt die Silbenzahl der auszuwählenden Wörter und vor allem die Klangfarbe der einzelnen Laute. Ein jedes Gedicht besitzt seine eigene Lautmelodie und Sprachmusik. Es stellt einen Klangkörper dar, der im ganzen und im einzelnen stimmen soll, mit dem der Ideengehalt zur Einheit zu verschmelzen hat. Hier nun hat das Wort vom «Kunstwerk wie aus einem Guss», das Sie anführen, seine Gültigkeit und dass kein Stein (kein Wort und kein Laut) aus dem vollendeten Versgebilde herausgebrochen werden kann. Von dieser Stimmung her entscheidet der Lyriker, ob gewisse sprachliche Wendungen und Härten noch geduldet werden können. (Die Genitive, die Sie aufzählen, besitzen nach dem letzten Vokal nur zwei konsonantische Laute, t und s, n und g verwachsen zu einem Laut.) Diese Stimmung zu suchen, sich zu vergegenwärtigen oder gar neuzuschaffen, ist Sache des Lesers und Gedichtbetrachters.
Was mich betrifft, ist zu sagen, dass ich nie zu den Avantgardisten zählte. Ich verpasste den Anschluss an sie, weil mein Lebensziel mit 20

Jahren nicht in der Dichtung lag. Ich kenne und liebe das Spiel und das Experiment in der Lyrik, aber mehr als auf Sprachkünste kommt es mir auf die gehaltliche Aussage an, auf das in einem weitgespannten Bogen zu vollendende Werk. — Bezüglich der äusseren Form enthält die «Gläserne Kathedrale» die verschiedensten, aus ungefähr 15 Jahren gesammelten Gebilde: Streng metrisch gegliederte und gereimte Strophen, daneben metrisch eindeutige, aber reimlose Strophen, sodann ungleich lange Strophen mit freier Zeilenbildung und freie Rhythmen.

Gabe oder Arbeit?
Die Aufgabe (und Arbeit) des Lyrikers besteht im Lauschen, im Hinhorchen auf die vernommene oder geahnte Melodie, auf die erlebte lyrische Stimmung, und darin, dass er sie ohne Substanzverlust in Sprache überführe. Das kann auf vielen Wegen geschehen, immer wird «Inspiration» *und* Arbeit dabei sein. Wie gross ist der Anteil des Empfangens, der Gabe, der Inspiration? Wie weit reicht die Arbeitsleistung? Es gibt tausend Mischungen und Möglichkeiten.
Ganz wenige Gedichte, und hier meist nur eine Strophe oder Zeile seien als reines Geschenk, als empfangene Gabe anzusehen, urteilen die Literaturkenner. Bei Goethe, Brentano und Mörike erbringen sie den Nachweis. «Wanderers Nachtlied II» von Goethe gilt als ein rein geschenktes Gedicht. Es erwuchs einer einzigartigen Abendstimmung im Waldgebiet des Gickelhahns bei Ilmenau. Goethe, der liebeskranke Wanderer, kritzelte es an die Bretterwand der Jagdhütte. Diese Arbeit blieb ihm nicht erspart.
Nur im Schlaraffenland fallen dem Menschen die Äpfel und Birnen mühelos in den Schoss und fallen ihm die Tauben gebraten in den Mund. C. F. Meyer hat hart gearbeitet an seinen Gedichten. Manche von ihnen hat er drei- und viermal neu bearbeitet. Die Droste hat sich vorgenommen, auf jeden Sonn- und Feiertag des Jahres ein Gedicht zu schreiben, jedesmal in einem neuen, eigenen Versmass. Diese Fleissarbeit ist im «Geistlichen Jahr» enthalten. Die Literaturfreunde möchten sie nicht missen. Sie möchten noch viele andere Gedichte nicht missen, auch wenn sie spürbar die Zeichen menschlicher Arbeit auf sich tragen.

L'art pour l'art oder Engagement?
Ein jeder Dichter beschreibt sich selbst oder sein dichterisches Atelier, wenn er eine «Ars poetica» verfasst und andern gute Ratschläge gibt. Auch Rilke in Ihrem Zitat. Rilke ist nur *ein* Dichtertyp. Es gibt noch andere. Ich fürchte, er könne heute weder als Gewährsmann noch als Vorbild dienen. Die jungen Dichter pilgern nicht mehr zu seinem Grab. Zwei Generationen haben «gerilkt» (am Schluss noch Wolfgang Borchert), nun hält man sich an Benn, an Brecht, an Enzensberger und Gomringer.
Rilke und Ihr Schlussabschnitt stehen unter dem Zeichen des «l'art pour l'art», der Kunst um der Kunst willen, um des ästhetisch und klassisch Schönen willen. Dieses Gesetz hat etwas für sich, vieles sogar. Der Blick des Dichters bleibt auf seine wesentliche Aufgabe, auf das gestaltbar Schöne, auf die Kunst gerichtet. Ohne auf das ihn umdrängende Leben Rücksicht nehmen zu müssen, lebt er in seiner Kunstwelt, schreibt er seine glatten Verse, erbaut er sein Glashaus oder seine «gläserne» Kathedrale. Seine Probleme sind nicht die hungernden und verhungernden Kinder in Afrika und Südamerika, nicht die in Krieg und Elend, in Rassenhass und Lebenslüge verrohende Menschheit, sondern die reinen Reime, die wohlgeformten Verse, das Formspiel. A quoi bon?
Gerade von hier aus (aus überspitzter Problemstellung) könnte man einen Zugang zur expressionistischen und modernen Kunst und Dichtung gewinnen. Nicht mehr der Ausdruck

des klassisch Schönen gilt heute als erstrebenswert, sondern der Ausdruck der Lebenswirklichkeit. Die aber schliesst auch das Hässliche und Gemeine in sich, das Tragische und Beschwerliche. Eine solche Zielsetzung kann sich bereits in der Form des Gedichts ankündigen, im Zerbrechen der schönen Form. Die Formgesetze klassischer Epochen werden immer wieder gesprengt (und später wieder gesucht). Neuer Wein will in neue Schläuche abgefüllt werden.

Mehr und mehr versteht sich heute der Dichter als Glied greifbarer Gemeinschaften, mitverantwortlich für den Weg seines Landes, seiner Nation und der ganzen Menschheit, aufgerufen, als Künstler und Dichter mitzubauen am Neubau von Kirche und Welt. Das kann sogar zum parteipolitischen Engagement führen (Grass) oder zum verhängnisvollen Dienst an einer gefährlichen Ideologie (Kommunismus). Dem Christen übrigens steckt das Engagement, das missionarische und apostolische Element von Haus aus im Blut. Im Gedicht des christlichen Lyrikers könnte ein paulinisches oder einfach christliches Anliegen verborgen und wirksam sein — warum nicht?

Nicht zuzuwarten, bis er alt und gebrechlich geworden und seine schöpferische Kraft versiegt ist, würde ich einem jungen Schriftsteller empfehlen, sondern zuzugreifen, das Mögliche zu leisten, beständig nach neuen Wegen der Form und Aussage zu suchen, nach umfassendem Ausdruck seines Innenlebens und seiner Welterfahrung zu ringen. Und: Wer schreiben kann, soll auch veröffentlichen, um mitwirken zu können am Voranschreiten der Menschheit.

Warum schreibe ich?

So werden Sie mir, wie ich hoffe, nicht böse sein, wenn im nächsten Sommer ein kleines illustriertes Geschenkbändchen erscheint — «Silbergraue Welt Musik» — mit Gedichten zum Erlebnis der Musik und im Herbst (wenn möglich) der mit Bildern versehene Band «Bild und Gleichnis. Verse zur Kunst und Musik», der vor allem das Erlebnis der Malerei und der Plastik enthalten wird. Auch harren der Verarbeitung und der Veröffentlichung die Verse zu Gemälden der Kunsthalle in Karlsruhe, lyrisch erfasste Landschaften und Begegnungen mit Menschen sowie das Erlebnis des Kirchenjahres. Dann wird ein erster Schaffenskreis geschlossen und der Weg zu weiteren Zielen offen sein. Dann mögen die Kritiker ihres Amtes walten und — wenn sie es für nützlich erachten — in strenger Sonderung vom Guten das Beste auswählen.

Wem mehr als die Hälfte seiner literarischen Pläne in der Schublade schlummern, weil ihm die Zeit zur Bearbeitung fehlt, dem geht es nicht mehr um Ruhm oder Nachruhm, um Anerkennung und Zustimmung, sondern einzig um das ihm aufgetragene Werk. Ich schreibe für mich und jene Mitmenschen, die meine Verse lesen und mitgehen. Ich schreibe, um die Welt, die irdische und überirdische Wirklichkeit, soweit sie für mich fassbar ist, künstlerisch zu gestalten und — sie gestaltend — tiefer zu erleben und in allen mir offenen Dimensionen auszuschöpfen. Schreibend lege ich Zeugnis ab von der Wahrheit, von der Schönheit der Welt und vom Glück des Lebens, aber auch von der Tragik der irdisch-menschlichen Situation, Zeugnis von der Herrlichkeit Gottes und von seiner Ewigkeit, die in unser Leben einbricht und alle Fragen, alle Tragik zu lösen und das Irdische zu verklären imstande ist. Ich schreibe und veröffentliche, um teilzuhaben am Gespräch unserer Zeit, um die Welt mitzuformen, um Mensch zu sein, um zu existieren.

Entschuldigen Sie, lieber Mitbruder, wenn ich Ihre Erwartung auf eine humorvolle Antwort enttäuscht habe. Es war mir beim Schreiben nicht ums Lachen, jetzt aber, da der Brief geschrieben ist, kann ich wieder lachen. Lachend und mit guten Neujahrswünschen auf den Lippen nehme ich von Ihnen Abschied.

Ihr P. Bruno Scherer